

## Mariusz Sieniewicz

### Der vierte Himmel

Es gab Augenblicke, die konnte Zygmunt Drzeźniak auf den Tod nicht ausstehen. Langeweile, die einen fast um den Verstand brachte, die vor allem an Sonntagnachmittagen urplötzlich über die Mietshäuser des alten Zatorze hereinbrach.

Die Zeit bohrte Augenhöhlen in die Stunden, und die Hinterhöfe füllten sich mit stickiger Luft – dem Spähtrupp unausweichlichen Regens. Die Mieter öffneten weit die Fenster und wärmten in der Sonne die Knochen ihrer mageren und fetten Erinnerungen. Die Mücken kletterten an den schartigen Pagoden der Teller und Töpfe hoch, durchquerten die Steilhänge aus Essensresten und die Inseln angebisener Brotschnitten. Auf der kleinen Mauer hinter der Teppichstange fluchten die üblichen Verdächtigen und klirrten mit leeren Flaschen – Sonntagspech ... Und Stillstand ... Selbst die galoppierende Kindermeute, die Fahrradklingeln und die Maaaaaa-Schreie unter dem Fenster änderten nichts an diesem Zustand.

Drzeźniak tobte, stopfte sich die Ohren zu, verkroch sich unter der Decke, aber es half nichts. Alles fiel der Apathie zum Opfer, so als würde Zatorze bis in den letzten Winkel hinein von einer rätselhaften Krankheit verzehrt. Das Viertel erstarnte im Schatten der Stadt, die blindlings wucherte und dabei die umliegenden Wälder, Seen und Wiesen verschlang. Allein die langgezogenen Pfliffe der Lokomotiven und die schrillen Stimmen der Schwalben brachten etwas Leben in die allgegenwärtige Reglosigkeit.

Diese Augenblicke waren einfach nicht zum Aushalten! Drzeźniak kam um vor Langeweile ...

\*\*\*

Vom Zug aus betrachtet, erinnerte Zatorze, das von einem Gürtel hoher Pappeln verdeckt wurde, an einen Greis, der im Koma lag. Zwischen den Bäumen konnte man Standbilder aus dem Mietshausleben erkennen, denn auch der Zug – egal, ob er die Stadt verließ oder in deren durchgerostete Speiseröhre eindrang – ratterte immer langsamer über die Schienen. Die Unterwäsche auf den Leinen hinter den Garagen, rat-ta-ta-tat, rat-ta-ta-tat ... Der Schaffner, der von der Nachtschicht kommt, rat-ta-ta-tat, rat-ta-ta-tat ... Flammender Sonnenschein in den Fenstern ... Rat-ta-ta-tat, rat-ta-ta-tat, rat-ta-ta-tat ... Die Gleise glichen einem braunen Fluss, der Zatorze von der Stadt trennte. Man konnte sie zwar durch eine Unterführung oder über Viadukte in beide Richtungen ungehindert passieren, aber die Grenze war deutlich fühlbar. Die Viadukte – einer näher zum Hauptbahnhof, der andere näher zum Zentrum – ähnelten den knöchernen Händen eines Chirurgen, der sich über einen Patienten beugt, im festen Glauben, die Operation werde glücken. Zatorze selbst gemahnte jedoch mehr an einen Katafalk als an einen Operationstisch, denn der Stadtteil lag zwischen dem Bahnhof, dem Kommunalfriedhof, dem St. Jakobsfriedhof und dem St. Josephsfriedhof, die eine sonderbare Todesraute bildeten. Das Leben hier musste einen Hauch von bitterer Melancholie haben, da die Verstorbenen aus ihren Gräbern heraus die

Bewohner heimlich beobachteten und man alle naselang das Hämmern der Züge hörte, die in die weite Welt führen.

Von Süden her durchschnitten Zatorze zwei große Straßen: die Allee Wojska Polskiego und die Limanowskiego, die langsam, so als ob sie die Anwesenheit des anderen spürten, aufeinander zuliefen, bis sie sich schließlich am Ausgang der Stadt trafen. Verbunden wurden beide durch die Hauptverkehrsader des Viertels, die Jagiellońska, die von West nach Ost mitten durchs Herz des Stadtteils führte. Aus der Luft sah Zatorze aus wie ein geheimnisvolles Monogramm – in die Raute der drei Friedhöfe und des Bahnhofs war der Buchstabe »A« eingeschrieben.

Ging man die Allee Wojska Polskiego entlang, erblickte man gleich hinter dem Viadukt linker Hand den St. Jakobsfriedhof mit einer kleinen Kirche auf einer mit Bäumen bepflanzten Anhöhe und rechter Hand die Milchbar »Rodzynek«, in der Studenten und Obdachlose speisten. Dann kamen rechts die Jagiellońska und das einst berühmte Restaurant »Kolorowa«, in dem nur selten Fremde vorbeischaute, es sei denn in Begleitung der Polizei. Hinter der Kreuzung das Kino »Grunwald«, das nicht mehr in Betrieb war und zusehends verfiel, der Klub »Przyczółek« in einer Sackgasse, die zur Uferböschung der Łyna führte, das Studentenwohnheim der Uni und die Berufsschule für Automechaniker, die sich mit der Eisenbahnerschule ein dunkelbraunes Gebäude teilte. Dahinter Pyramiden übereinandergestapelter Kästen mit dem lokalen Gebräu sowie der Kiosk »Jurandowe Źródełko« mit dem billigsten Bier in der Stadt. Weiter auf der rechten Seite ein Park, ein glitzernder Teich und ein großer Obelisk zu Ehren »der Helden des Kampfes für die nationale und gesellschaftliche Befreiung« Ostpreußens. Auf der linken Seite hingegen das steinerne, der Stadt zugewandte Gesicht von Bogumił Linka, der seinerzeit für ein polnisches Ermland und Masuren kämpfte, sowie die restaurierte orthodoxe Kirche. Und hinter der Kirche die Poliklinik und die Psychiatrie. Schließlich das Regionale Kulturzentrum, die CPN-Tanke und noch ein Krankenhaus, diesmal das Eisenbahner-Krankenhaus. Weiter nur noch Wald und die Straße nach Kaliningrad. Auf der Allee Wojska Polskiego verflochten sich Tod und Leben ineinander. Die Welt betrank sich und starb für eine Weile, dann kehrte sie wieder zum Leben zurück und kurierte ihre unverändert kranke Seele und ihren alternden Körper. Letztlich kam man zu dem traurigen Schluss, dass sowieso alles nach Russland führt ...

Die Limanowskiego begann beim Wasserturm, direkt hinter dem Viadukt beim Bahnhof. An der zweispurigen Fahrbahn zogen sich vierstöckige grau- und gelbfarbene Häuser entlang, dazwischen zwei, drei Mietshäuser mit Balkonen voller Geranien, die sich sicherlich noch an den Pferdemarkt und das Klappern der Fuhrwerke im Morgengrauen erinnerten. Am Kreisverkehr verband sich die Straße mit der Jagiellońska und der Zamenhofs. Sie lief dann weiter unter dem Decknamen Allee Sybiraków, vorbei am Gymnasium und am Stadion »Warmia«. Wenn rechts die Kleingärten und die CPN-Tanke sowie links die Krankenhausgebäude ins Bild kamen, war der Augenblick der Begegnung nicht mehr weit. Die zu einer Straße verschmolzenen Alleen Wojska Polskiego und Sybiraków flohen durch einen Waldtunnel aus der Stadt – in Richtung Norden, zum Grenzübergang Bezledy. War man unterwegs auf der Limanowskiego, konnte man sicher sein, dass selbst an der unscheinbarsten Stelle die Vergangenheit lauerte, vom Schein der Gegenwart durfte man sich auf keinen Fall täuschen lassen.

Aber die wichtigste Straße, das war die Jagiellońska, die Ahornbäume, Ebereschen und duftende Linden zierten. Vom Restaurant »Kolorowa« stieg sie an bis zu den Kleingärten in der Ferne und ließ bis dorthin die Abzweigungen der Okrzei, der Żeromskiego, der Kolejowa, der Niedziałkowskiego und anderer kleinerer Straßen hinter sich. Bei der St. Josephskirche traf sie auf einen Verkehrskreisel und umschlang zeitweilig die Limanowskiego, die Sybiraków und die Zamenhofs. Sie änderte aber weder ihren Namen, noch hörte sie einfach auf wie andere – sie glitt weiter, zur Poprzeczna und zum Kommunalfriedhof. Hinter dem Friedhof erreichte sie das Sanatorium für Tuberkulosekranke, und ab ging's in den Wald! Eigentlich wusste niemand so recht, wo die Straße abbrach. Sie hatte kein Ende, und die Stadt war ihr zu klein. Die Jagiellońska stärkte den Glauben, dass die Welt zur Ewigkeit strebt und in ihr Harmonie und Ordnung herrschen, in der Ewigkeit aber das Geheimnis gründet, das aus der Perspektive des Fußgängers unmöglich zu erraten ist.

Wer nicht schon seit Jahren auf der Jagiellońska wohnte, wer seinen Hinterhof nicht im Delta von Okrzei, Kolejowa und Żeromska hatte, wer nicht als Kind mit der Mutter zum Marktplatz und bei den Franziskanern zur Kommunion gegangen war, der war alles andere als ein glaubwürdiger Bewohner des Viertels. Denn hier ragten ehemals deutsche Mietshäuser empor, standen die roten Backsteinhäuser der Eisenbahner und verrotteten Wirtschaftsgebäude – eine Tischlerwerkstatt, vielleicht der frühere Pferdestall, das schräge Gebäude der Schmiede mit dem löchri-gen Dach. In der Vergangenheit waren die Okrzei und die Jagiellońska sicherlich Straßen für die Reichen gewesen. Das war nicht zuletzt an der schlanken Form der Mietshäuser und ihren reichen Verzierungen zu erkennen. Die verrostete und abgassschwängere Kolejowa wurde, wie ihr Name bereits verriet, von Schaffnern, Lokführern und Gleisarbeitern bewohnt, die Żeromskiego dagegen gehörte den Kleinhändlern und Handwerkern. Nach dem Krieg vermischte sich aber alles. In die Durchgänge zwischen den Mietshäusern wurden neue Häuser gebaut, wodurch ein geschlossener Ring von Hinterhöfen entstand. Ein merkwürdiger Anblick: In Reih und Glied waren abwechselnd Mietshäuser aus der Vorkriegszeit und Häuser aus den fünfziger Jahren aufgestellt. Die alte Aristokratie der Architektur und die gedrungenen Werke der Arbeiterklasse standen einträchtig nebeneinander. Jugendstilreliefs aus Putz, wellige Muster aus Stängeln und Blättern, kunstvolle Dekorationen an den Fassaden, die anonyme Meister geschaffen hatten, und in den Toreinfahrten klobige Platten mit Gedenktafeln, wie jene am Haus Jagiellońska fünf: »Das Gebäude wurde von der Belegschaft des Betriebs der Städtischen Gebäude Olsztyn fertiggestellt. 1.2.1956 – 30.7.1956. Bauleiter: Tadeusz Sztaba.« Spuren alter Schönheit und Zeugnisse vom eifrigen Wirken der Baumeister des Sozialismus.

Alte Geschichten, aber das Leben ging weiter. Zatorze wandelte sich. Ein paar Stahlbetonbauten, die alten Fassaden, Giebel und Bekrönungen pfirsichfarben erneuert. Dazu Leuchtreklamen, Werbung, glitzernde Schaufenster sowie riesige Köpfe, die von den Plakatwänden herunterblickten. Dies alles war jedoch bizarr, aufgenötigt, kam einer gewaltsamen Beglückung gleich. Der Stadtteil zeichnete sich durch ein genetisch bedingtes Beharrungsvermögen aus, und alle Verbesserungsversuche führten zu unbefriedigenden Ergebnissen – nicht selten trat das Gegenteil des erwarteten Effekts ein, aber meist war die Wirkung einfach nur grotesk. Und als der Leiter der Fleischerei in der Jagiellońska das unbeholfen auf die Schaufensterscheibe gemalte Schweinchen und die darunter gepinselte Aufschrift »Für seine Verdienste

um die Ernährung der Menschheit« inspizierte, machte er sogleich eine wegwerfende Handbewegung, als wollte er sagen »Was für'n Scheiß, aber sei's drum!«, und kehrte zurück in die ihm liebe und teure Welt der Wurstringe und -kränze, deren appetitlicher Duft in der trägen Luft hing.

Die Mieter in den Fenstern der Vorkriegshäuser erinnerten an Miniaturgestalten auf alten Briefmarken, die im Album des besten Philatelisten, der Zeit, verblassten. Mancher rauchte nachdenklich eine Kippe. Manche machten sich einen Tee, dessen Blätter gleich Fallschirmspringern langsam auf den Boden des Glases sanken. Die Hausbewohner sprachen nicht miteinander, riefen nichts aus den Fenstern – sie saßen schweigend da, ähnlich wie schlafende Tauben. Auf dem gemächlichen Zifferblatt des Monats Mai mahlten die Zeiger die Körner der nächsten Tage. Kurzum, eine unerträgliche Reglosigkeit! Allein schon bei dem Gedanken an die alten Stadtteile tauchen sentimentale Vögelchen auf. Sie flattern, trillern einen Gedanken nach dem anderen, geben keine Ruhe, es ist zum Aus der Haut fahren. Zatorze machte da keine Ausnahme. Das Viertel konnte als ein Musterbeispiel gelten: Die Patina der Jahre war auf Schritt und Tritt zu spüren.

Nur der Geruch der Mahlzeiten hielt die Welt an der Kandare des Alltags. Morgens strömte das Aroma von Milch, Getreidekaffee und Brötchen aus den Fenstern.

Um die Mittagszeit herum vermengte sich der Duft der Tomatensuppe und der Bouletten mit den Abgasen der tschechischen Maschine, die Kobelski, der im Erdgeschoss wohnte, startete. Abends intensivierte sich der Geruch von Rührei, dem ein betörender Hauch Parfüm beigemischt war – das war das Signal, dass eine der Mieterinnen nicht so bald ins eigene Bett zurückfinden beziehungsweise dass jemand Fremdes dieses Bett nicht so schnell verlassen würde. Als fast alles randvoll mit Lethargie angefüllt war ...

»Leute!!! Leute!!!«, zerriss ein jäher Schrei die städtische Landschaft. »Leute, bei der heiligen Mutter Europa, macht euch locker!«, er fuhr im Zickzack nieder und zerfetzte die Stille. Wie der Blitz, der in die Scheune einschlägt!

Denn unter diesen fügsamen Seelen lebte ein unruhiger, aufbrausender und cholertischer Geist. Ein ermländischer Ungläubiger, der ein dunkles Geheimnis in sich barg. Dieser Outsider-Geist war natürlich niemand anderes als Zygmunt Drzeźniak, der es nicht aushalten konnte. Jener Mieter aus dem dritten Stock, der ganz bewusst die kollektive Einheit infrage stellte. Sobald Stille eintrat, die von Balkon zu Balkon weitergegeben wurde, öffnete Zygmunt Drzeźniak das Fenster und brüllte: »Nein, nein, nein! Das ist unerträglich! Mehr Feeling!«

Er schlug mit zitternden Händen das Fenster zu, und giftige Zornesflecken schossen ihm in die Wangen. Und dann hörte man noch einen Satz, der in der Wohnung gesprochen wurde:

»Bocian, wir hauen ab, das hat keinen Sinn!«

Wenige Minuten später polterte es im Treppenhaus. Drzeźniak stürzte in einem erdbraunen Mantel auf den Hof. Hinter ihm tauchte besagter Bocian auf. Gelangweilt, von Zygmunts Hektik unbeeindruckt, verschwand er, nachdem er ein achtloses »Tschüss« hingeworfen hatte, langsam, ohne eine Erwiderung abzuwarten, in der Toreinfahrt.

Währenddessen machte Zygmunt ein paar entzaubernde Drehungen, linksherum, rechtsherum, unsicher, welche Richtung er einschlagen sollte, griff sich an den Kopf und brüllte unflätig:

»Der Tripper soll euch alle holen!«

Und etwas leiser, wie zu sich selbst, fügte er hinzu:

»Was für ein Scheiß! Schluss damit ... Ich ziehe aus, ich ziehe aus ... Mich werdet ihr nicht mehr zu sehen bekommen!«

Sein gekrümmter Körper sehnte sich nach einem Exorzismus, der fähig gewesen wäre, die in ihm hochsteigende Wut auszutreiben. Er warf einen angewiderten Blick auf den Hof, dann machte er sich auf in die Stadt. Zygmunt verschwand im Netz der Straßen, Unterführungen und Parks, tauchte ein in die trüben Landschaften der Gleisanlagen, lief Alleen und Friedhofspfade ab, um Stunden später im Zentrum, am Rathaus, zu erscheinen. In seinen Mantel eingemummt, setzte er sich betrübt auf eine Bank. Später rauchte er eine Zigarette und maß mit dem Auge die Höhe des Rathauses, das fröhlich, gleich einem unverschämten Penis, in die weißen Hüften der Wolken ragte. Aber die Wolken über dem Rathaus waren Zygmunt vollkommen fremd – graue, mit Dampf gefüllte Säcke, die hier und da weiß beschmiert waren. Eine Zeit lang hatte das Mietshaus Ruhe vor Zygmunt.

Der schlitzohrige Cherub mit dem Fischmäulchen tauchte meist gegen vier Uhr nachmittags auf. Er flog in die offenen Fenster und führte seine Glanznummer auf. Denjenigen, die mit halb geöffneten Augen in die Welt blickten, verknotete er mit der Geschicklichkeit eines Schneidermeisters die Wimpern. Den Rauchern nähte er den Mund mit himmlischem Pechdraht zu. Denjenigen, die Tee tranken und sich die Nägel schnitten, ließ er Häutchen aus Engelsspucke zwischen den Fingern wachsen. Kobelski heftete er die Hosenbeine zusammen, sein altes Motorrad ging nach einem Hundenesen aus.

Der Cherub war Wachmann im Mietshaus. Heutzutage gibt es keine Hausmeister mehr, es gibt nur noch Wachmänner. Der da oben machte deutlich, dass sich die Mieter durch ein unüberlegtes Wort oder eine unbesonnene Geste einen Fehlbetrag in seinem Rechnungsbuch erwirtschafteten. Ein Zygmunt Drzeźniak hatte noch Zeit. Er konnte ruhig das Schicksal verfluchen, konnte »ausziehen«, so oft er wollte, konnte nach Lust und Laune auf den da oben pfeifen. Aber der Rest? Der da oben wird ihnen schließlich keinen Gerichtsvollzieher auf den Hals schicken, der da oben will ihre Seelen. Seelen, die vom Leben erschöpft und von der sengenden Hitze der Sorgen braun gebrannt waren. Was zählte, war das Alter. Je älter die Seele war, je mehr Lebenserfahrung sie besaß, desto wertvoller war sie! Was ist ein scheues zehnjähriges Seelchen im Vergleich zu einer fünfzigjährigen oder siebzigjährigen Seele? Ein Affe wird keine grünen Bananen essen und ein echter Kerl in kein Auto einsteigen, wenn der Motor noch nicht eingefahren ist. Und ein Weib wird auch nicht ausziehen, um die Libido eines fünfzehnjährigen Gockels mit pickeligem Rücken zu befriedigen. Genauso verhält es sich auch mit den Seelen und dem da oben. Dieser machte den Cherub zum Vollstrecker seines Willens. Der Cherub passte auf, dass sie ihre Klappe nicht zu weit aufrissen, keine Löcher in die Luft starrten und ihre Finger nicht in Dinge steckten, in denen sie nichts zu suchen hatten. Das Fischmaul sagte schon alles: Der Cherub war ein tougher Kerl. Stundenlang konnte nichts die verwunschene Lethargie stören. Erst als die Sonne die Ränder der Dächer streifte, zerschnitt der Cherub die Häutchen, entknotete die Wimpern, trennte die Nähte auf und flog in den Himmel. Sicherlich um dem da oben Bericht zu erstatten. Und damit niemand seinen Bericht hören konnte, warf er einen Vorhang aus Sternen oder schalldichter Wolkenwatte über den Himmel.

War das Parfüm aber allzu aufdringlich, blieb der Cherub länger. Er folgte seiner Nase und beobachtete durch die Fenster heimlich die Hausbewohner. Begann es zwischen ihnen zu funken, ging er sofort zum Angriff über. Geschickt hauchte er auf die Scheiben die entsprechenden Gestalten – menschliche Mahre aus Engelsatem. War es eine Witwe oder Ehefrau, erschien auf der Scheibe das Bild des Gatten mit bedrohlich gerunzelter Stirn, sodass augenblicklich aus ihr die Luft entwich. Der Körper wurde fahl, verlor seine Straffheit, seinen Reiz. Falls dies keine Wirkung zeigte, erschien im Fenster ein Kind mit schallplattengroßen Augen. Die Frau flüchtete entsetzt, während der halb deprimierte, halb erstaunte Typ sich noch lange im Bett hin und her warf. Sowohl sie wie auch er hatten danach feuchte, puddingweiche Träume. Am wichtigsten war, dass das Mietshaus in einen ruhigen Schlaf versank ... in einen trockenen Traum ...

Aber nicht das ganze Haus! Bald schon kehrte Zygmunt Drzeźniak zurück. Es war nicht der gleiche Drzeźniak, der vor Stunden das Haus verlassen hatte. Er schwang den Mantel über dem Kopf, blieb an den Mülltonnen hängen, schlug die Haustür zu, stampfte die Treppe hoch, läutete an jeder Wohnungstür und schrie:

»Tschuldigung! Tschuldigung!«

Er kicherte, Krämpfe machiavellischer Euphorie schüttelten ihn. Er wusste nur zu genau, dass sie ihn hören konnten und die Köpfe in die Kissen vergruben. Aber was dann in der Wohnung stattfand, grenzte an Sadismus. Ein mieses, fieses Konzept. Zygmunt löschte das Licht und legte sich ins Bett. Nach einer kurzen Verschnaufpause setzte er Kopfhörer auf und schaltete zwei Kassettenrekorder an. In den Kopfhörern ertönte das wohltuende Rauschen eines Waldbachs, aus dem am Fenster stehenden Rekorder dröhnte dagegen ein mächtiges Schnarchen. Als Zygmunt den ersten Kreis des Schlafes betrat, erinnerte das Mietshaus an ein defektes Sieb, durch das große Geräuschgerinnsel sickerten. In diesen zwei Staaten der Nacht gab es Zygmunts Morpheus, eine ätherische Wassernymphe, und den Morpheus der Mieter, den akustischen Beweis für die Existenz schnaufender, furzender Mammut, die über eine auseinanderbrechende Eisscholle jagten und dabei fürchterlich grunzten.

Die Mieter, Sieger bei Tag, Verlierer bei Nacht, lebten im Schatten von Drzeźniaks Obsessionen. Morgens holte sie das Klimpern der Löffelchen, das rasselnde Pfeifen der Wasserkessel und das Schlurfen der Hausschuhe aus dem Schlaf. Zygmunts Tag dagegen war längst nicht mehr blutjung, sondern saftig wie ein rohes Beefsteak. Denn Drzeźniak hatte bereits um fünf Uhr bei voll aufgedrehtem Radio die Nationalhymne gehört und mit der Morgentoilette begonnen. Er pinkelte nicht an den Innenrand der Toilette, sondern schiffte direkt in die Kanalisationsöffnung. Dreimal spülte er nach, um auf Nummer sicher zu gehen. Das Mietshaus hatte ein Innenohr, das sich aus einem Netz von Röhren in den Decken, Böden und Wänden zusammensetzte. Außer den Abwässern saugten die Spülbecken und Klomuscheln jegliche Art von Geräuschen auf. Klappern, Stöhnen, Ächzen. Zischen und Trommeln ... Die geheim gehaltene, scheinbar zufällige Bandbreite an Klängen war seit Jahren die Sprache des ehemals deutschen Mietshauses. Eine kosmopolitische Sprache, weder polnisch noch deutsch – eine menschliche Sprache. Zygmunt Drzeźniak wusste dies seit Langem. Trotz des Bewusstseins seiner Albernheit erfüllte ihn unbändige Zufriedenheit, dass er, Zygmunt, dem Mietshaus den Urinvirus eingetröpfelt hatte. Über das Spülbecken gebeugt, bürstete er seine Zähne, fletschte sie zu einer Pferde-

grimasse und spuckte das Colgate-Phlegma aus, um vor dem Spiegel zum Rasieren überzugehen. Und er rasierte sich sehr genau, und sehr genau grölte er auch alle bekannten Songs. *The Passenger* von Iggy Popp hatte zahlreiche Dakapos. Drzeźniaks Verbissenheit war direkt proportional zu den Beschwerden, die haufenweise auf dem Schreibtisch des zuständigen Schutzpolizisten landeten. Ihr Inhalt gab das Golgatha der Mieter und Drzeźniaks Gomorrha wieder. Der Polizist war ratlos und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Er behauptete, dass ihm die Hände gebunden seien und er seine Hände in Unschuld wasche. Ein einziges Schriftstück, das natürlich unter der Hand besorgt worden war und über Zygmunt Drzeźniaks neurotische Gebrechen informierte, bereitete der Angelegenheit ein Ende. Ein Leiden, das angeblich selten vorkam und angeblich unheilbar war. Im Übrigen gab der Psychiater in einem weniger offiziellen Postskriptum zu seiner Diagnose zu bedenken, dass das Hören der Nationalhymne heutzutage als Ausdruck eines aussterbenden, obgleich doch hocherwünschten Patriotismus zu betrachten sei. Selbst die in einer dunklen Nacht an die Mauer des Müllhäuschens gesprayte Aufschrift »Cherub, du geriatrische Schwuchtel!« war kein hinreichender Grund, um Zygmunt strafrechtlich zu belangen und mit Paragrafen zu stopfen wie eine Wildente mit Schrot.

Es muss also die grundsätzliche Frage gestellt werden: Was war so furchtbar an diesen Augenblicken? Warum verwandelte sich der mollige Knirps von einst Jahre später in den knochigen Zygmunt, den straffrei bleibenden Terroristen? Hatte er etwa in der Stille des Mietshauses ein viel wichtigeres Schweigen der Stadt, des Landes, des Planeten entdeckt? Darauf gibt es keine eindeutige Antwort, denn Zygmunts Seele war von einem tragischen Wurm befallen. Dieser hatte sich heimlich in sie hineingebohrt, wie in einen Apfel, und bewegte seinen rundlichen Schwanz. Bleibt nur hinzuzufügen, dass nach einigen Tagen alles zur Norm zurückkehrte. Zygmunt Drzeźniak huschte leise durchs Treppenhaus, grüßte die Nachbarn, und in seiner Wohnung herrschte Ruhe. Und wieder beachtete niemand seine unruhige Existenz. So als würde Drzeźniak überhaupt nicht in diesem Mietshaus wohnen.

*Aus dem Polnischen von Andreas Volk*

*Fragment aus dem Band »Czwarte niebo«, Warszawa 2003, S. 7–21.*

*Copyright © by Wydawnictwo W.A.B., 2003*